

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 57.

Berlin, Freitag den 12. Mai

1843.

Frankreich.

Die Marquise von Sévigné.

Eine Englische Schrift „Frau von Sévigné und ihre Zeitgenossen“ sucht den Geist dieser Königin des Briefstils wieder zu uns heraufzuschwören. Das Bild, welches sie uns von ihr entwirft, ist ziemlich matt und ungenau, und doch erfreut es uns, die altbekannten Gestalten, die durch ihre Briefe unsterblich geworden sind, wieder um uns zu sehen. Wir erblicken die Marquise, wie sie Cölestine Ranteuil nach dem Leben gezeichnet hat, mit ihren ungleichen Augen, mit den blonden, sich kräuselnden Haaren, die sich üppig um ihren Kopf schlingen, mit den etwas dicken, doch frischen, lächelnden Lippen, der stumpfbreiten Nase und den nicht allzu geistvollen Zügen um Mund und Kinn. So sitzt sie vor uns in ihrem Kabinet, in dem sammetenen Großstuhl, an dem massiven Schreibtisch mit seinen gewundenen Füßen von Ebenholz; bald jedoch folgen wir ihr in den hellereuchteten Saal, wir hören bei den Pausen der Musik, wie die weitfaltigen Gewänder sie umrauschen, wir bewundern die Perle schnüre im Haar und um den Hals, die Diamanten an den Fingern und vor Allem die unbeschreibliche Grazie, mit der sie die Menuett tanzt; darauf sitzen wir neben ihr im Gesellschaftszimmer, wir erfreuen uns der Lebendigkeit, mit der sie zu den verschiedenartigsten Gegenständen überspringt; wir hören, wie sie bald durch eine unerwartete Wendung des Gesprächs, durch einen geistvollen Witz die Unterhaltung unterbricht, indem die Anwesenden gewissermaßen erschreckt stehen, bald durch eine neue Kühnheit sie zu noch lebhafterem Flusse der Unterhaltung fortreißt; endlich schauen wir ihr zu, wie sie beim Mondschein über die feuchten, frisch duftenden Wiesen und durch die Wälder eilt, und bei Allem, was sie thut, in der Kirche wie beim Tanze, in der schattigen Einsamkeit des Waldes wie beim rauschenden Feste, denkt sie nur an ihren Abgott, an ihr angebetetes Kind, das ihr Hoffen, ihre Lust und ihr Leid war und auch der Grund ihres Ruhmes wurde. Wir versuchen, von dem Leben der Frau von Sévigné einen vollständigeren Abriss zu geben, als er sich in der Englischen Schrift findet.

Es ist wahrscheinlich, doch nicht ausgemacht, daß Maria von Rabutin Chantal, in dem alten Stammschloß ihres Hauses, mitten in Burgund, am 5. Februar 1627 geboren wurde. Ihr Vater, Celsus Benignus Baron von Chantal und Bourbilly, gehörte der älteren Linie der Rabutins an und war ein Vetter des berühmten Grafen von Buffy; ihre Mutter, Marie de Coulanges, stammte aus einer Familie, die bereits eine Heilige zu ihren Vorfahren zählte, die Johanna Franziska Frémoyot, Stifterin des Ordens Maria Heimsuchung, die mit Bewilligung des Papstes Benedikt XIV. von ihrem Orden heilig gesprochen und später von Clemens XIV. kanonisiert wurde. Der Vater der Frau von Sévigné zeichnete sich bereits durch eine gewisse Originalität des Geistes und durch eine Schärfe des Witzes aus, die besonders fremde Annahmung und Hohlheit zu züchtigen liebte, und die sich in den Briefen seiner Tochter häufig wiederfindet. So führt man von ihm den genialen Glückwunsch an einen Finanz-Minister an, den Ludwig XIII. zum Marschall ernannt hatte:

„Sie sind aus vornehmerm Geschlechte, Sie haben einen schwarzen Bart, Sie sehen den König täglich.“

Der Ruf höchster Uneigennützigkeit und sittlicher Unbescholtenheit, in dem die Familien Chantal und Frémoyot standen, schien ihnen ein gewisses Recht zu geben, die Mängel verdienstloser Günstlinge aufzudecken. Man verehrte besonders die Familie Chantal, weil sie die strengste Tugend mit aller Feinheit der vornehmen Welt verband; nur Buffy verleugnete durch seine Ausschweifungen, seinen Ehrgeiz und seine Intriguen diesen Charakter; er wuchs wie ein Dorn auf dem alten Stamme, während sich Maria als lächelnde Blüthe über ihn erhob und alle seine Vorzüge wieder in sich vereinigte.

Als der Baron von Chantal auf der Insel Re im Kampfe mit den Engländern getödtet wurde — Gregorio Leti versichert, daß er durch Cromwell's Schwert fiel —, war seine alleinige Erbin noch nicht volle zwei Jahr alt. Seine Witwe überlebte ihn nur um fünf Jahr. Man erwartete nun, daß Mariens Großmutter von väterlicher Seite sie zu sich nehmen würde, allein die Matrone hatte so viel mit der Stiftung religiöser Gemeinden zu thun, daß ihr keine Zeit für die Erziehung einer verwaissten Enkelin blieb. Man überließ Maria von Rabutin daher ihren mütterlichen Anverwandten; Philipp von Coulanges, ihr Großvater, nahm sie mit Freuden auf, doch nach vier Jahren starb auch er, und nun dreifach verwaisst, wäre sie der Lieblosigkeit Fremder anheimgegeben worden, wenn nicht ihr Onkel Christoph, Abt von Livry, sich ihrer angenommen hätte. Man macht dem Abt ein wenigstens

für einen Geistlichen zu großes Liebesbedürfnis zum Vorwurf, doch war er ein vortrefflicher und ein gelehrter Mann; er wählte zur Ausbildung seiner Nichte zwei literarische Notabilitäten, Chapelain, einen schlechten Poeten, doch einen Kritiker von Geschmack und feinem Gefühl, und Menage, der um die Durchbildung der Französischen Sprache seiner Zeit große Verdienste hat.

Zu jener Zeit waren der Erziehung der Mädchen sehr enge Gränzen gezogen. Die Künste, welche sie zu lernen hatten, bestanden in Lesen, Schreiben, Tanzen und Sticken. In der klösterlichen Erziehung kam hierzu noch ein etwas stark vorwiegender Religions-Unterricht; schwache Naturen mit einer reichen Einbildungskraft kamen durch diesen in die Gefahr der Bigotterie, doch in den meisten Fällen wirkte er gerade entgegengesetzt, indem die Mädchen gewöhnlich, sobald sie aus dem Kloster traten, sich in der Freude, dem einförmigen und langweiligen Ceremoniendienste entronnen zu seyn, den Genüssen und Intriguen der großen Welt leidenschaftlich hingaben und das Versäumte nachzuholen suchten. Die Erziehung im Schoße der Familien forderte auch die Kenntniß einiger Stücke der profanen Literatur; man mußte sich für die Heldinnen des Fräuleins von Scudery begeistern können, man mußte wohl auch etwas Latein lernen und vor Allem die antiken Helden bewundern, zu deren Zeichnung die guten Freunde von heute und gestern gefesselt hatten, und über die sich Boileau in seinem „Dialog nach Lucian“ so glücklich lustig macht: Wo ist der Franzose, den ich hergebracht habe? fragt Merkur. — Hier bin ich, Herr, antwortet der Franzose; was wünschen Sie? — Merkur: Betrachte diese Leute; kennst du sie? — Der Franzose: Vortrefflich; das sind ja alle meine lieben Nachbarn; guten Tag, Madame Lucretia! guten Tag, Herr Brutus! guten Tag, Fräulein Clodia! guten Tag, Herr Horatius Cocles!

Man weiß über die Grundsätze, welche bei der Erziehung der Frau von Sévigné befolgt wurden, nichts Bestimmtes, doch scheint man diese verschiedenen Bildungsweisen bei ihr vermischt angewandt zu haben, und ihr Talent mußte das Widersprechende ausgleichen und die Lücken füllen. Als Muster für das Leben pflegte man ihre fromme Großmutter ihr vorzuhalten; doch zugleich unterrichtete sie Menage im Italiänischen, Spanischen und in der Geschichte der schönen Literatur, und man will wissen, daß er im Lehr-eifer tiefer in die schönen Künste und in die schöne Seele seiner Schülerin geblickt habe, als für seine Herzensruhe wünschenswerth war; man rechnet ihn zu den ersten Verehrern der Frau von Sévigné.

Das heranblühende Mädchen zeigte eine ungemeine Beweglichkeit des Geistes, eine seltene Empfänglichkeit für Eindrücke jeder Art, ein tiefes Gefühl, doch dabei ein entschiedenes Beharren auf dem einmal als gut Erkannten und Beschlossenen; bei allem diesen die höchste geistige Ruhe und stete Feitheit. Ihr Onkel, der Abbé von Coulanges, glaubte etwas Ungeheures für das Glück der geliebten Nichte gethan zu haben, als er sie in ihrem achtzehnten Jahre an den Marquis von Sévigné oder, nach der alten Schreibung, von Sévigny verheiratete. Dieser war Feldmarschall, stammte aus altem Britischen Adel und war mit den Familien du Quelbec, Mommorency, du Guesclin und Rohan verwandt. Er soll ein sehr feines, einnehmendes Wesen gehabt haben, doch eben so leichte Sitten. Er wußte den Werth seiner Frau nicht zu schätzen, wenigstens liebte er sie nicht; „er achtete mich“, schreibt sie selbst einmal mit einer gewissen Bitterkeit und zeigt dadurch, daß sie von wärmerer Neigung für ihn erfüllt war. Er war ihr untreu, er gab sich den niedrigsten Ausschweifungen hin und ließ sich zuletzt im Duell für eine epikuräische Freundin tödten. Kurz vor dieser Katastrophe trug sich Buffy, um von den galanten Freveln seines Veters Vorteil zu ziehen, seiner Cousine zum Rächer und Liebhaber an. Dieses Anerbieten, welches ganz den Sitten jener Zeit gemäß war, wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Nun, da die schöne Frau Witwe war, glaubte er leichter sein Glück machen zu können, doch seine Bestrebungen waren umsonst. Ja, sie wagte es sogar, dem Grafen eine Geldsumme, die er von ihr leihen wollte, abzuschlagen. Jetzt war sein ganzer Haß gegen sie entflammt, und er verfaßte die bekannte Schmähschrift, in der er sie sowohl von Seiten des Charakters, als der Sitten und des Geistes bloßzustellen suchte. Der Pfeil wandte sich auf ihn zurück; das cynische Buch brachte ihn selbst beim Hofe in Ungnade. Die Frau v. la Vallière sah sich selbst darin verspottet; Ludwig XIV. rächte sie, indem er den Grafen auf seine Besitzungen verbannte, und der unglückliche Hofmann konnte nur durch kriechende Unterwürfigkeit und niedere Intriguen den Widerruf dieses Befehls bewerkstelligen. Der gerechte Zorn der Frau von Sévigné war durch das Unglück des Grafen bald entwaffnet; sie verzicht ihm Schmähungen, welche durch die That so leicht widerlegt wurden. Die unterbrochene Korrespondenz